Nr. 35 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

(Fortsetzung.)

So ist Marie Therese in die Winterstille hineingegangen, und sie hat den Winter durchlebt wie der Baum vor ihrem Fenster, an dessen schwarzem Stamme sie hinaufblickte, wenn sie in der Frühe die Läden aufschlug, hinauf bis in sein feinstes Geäst, das mit nackten Fingern an die Scheiben der Dachkammer klopfte, in der sie einst geschlafen hatte.

Die Frau des Försters, die ohne Kinder und ohne Anhang, fremd in Heiligenbronn und durch das Amt ihres Mannes noch mehr allein gelassen als andere Frauen, in einem alten fürstlichen Jagdhaus am Heiligen-Wald ob Heiligenbronn wohnte, fand den Weg zu der einsamen Wirtin des Badhotels.

Der Förster war ein stiller Mann, aber er trank einen bösen Wein, und dann hallte das Forsthaus von seiner rauhen Stimme. Jedesmal, wenn der Mond sich füllte, trank er im „Lamm" bis spät in die Nacht hinein und kehrte mit dem Teufel im Blut zu seiner Frau zurück. Es war wie eine Kinderkrankheit in ihm, und sie zwang ihn öfter, als er sie.

Als es auf den Frühling ging, hatte Marie Therese das Gefühl, als wäre der Winter ein dumpfer Traum und Schlaf gewesen, nur an ihrem Kinde sah sie, daß nicht alles Wachstum still gestanden hatte.

„Nun haben Sie keine Zeit mehr für mich," sagte die Försterin und ihr blasses, von grauem Haar umrahmtes Gesicht bog sich über das Theresle, das vor ihr stand und an dem bunten Wollknäuel zupfte.

„Nein, jetzt muß ich wieder aus den Träumen erwachen," erwiderte Marie Therese, und die Antwort quoll ihr so aus steigendem Lebenssaft, daß sie gar nicht daran dachte, sie könnte der Frau damit Schmerz antun.

„Wie stark sie sind," seufzte die Försterin.

„Stark? Weil ich über den Winter weggekommen bin und das andere? Ich will nicht an etwas mich zerstoßen, was mir ohne Schuld in den Weg gewachsen ist. Ich hab's jetzt lang genug mit mir getragen und leg's jetzt hinter mich. Daß es eine Gerechtigkeit gibt, das weiß ich jetzt wie je. Der Vater meines Mannes schreckt mich nicht in meinem Gewissen. Ich hab's ja manchmal mit gefühlt, daß es besser wäre, ich hätt' ihm damals nicht den Weg vertreten, aber ich bin darum nicht auf einem unrechten Weg gewesen, und was ich dann getan hab, das hab ich tun müssen. Es sind aus einem Bett zwei geworden seit jenem Tag, und ich will's nicht mehr anders. Ich will nicht, daß ich mit halbem Leib das Bett teil mit meinem Mann. Er soll mir nicht im Arm an den Vater denken, und ich kann's auch nicht mehr! Lieber kein Kind, als eins, von dem ich nicht weiß, ob ich ihm noch alles mitgeben kann, was in mir ist!"

Das Grab Ferdinand Lassalles in Breslau.

„Und ich, ich sag, wenn ich nur eins hätt," murmelte die Försterfrau und ließ die Nadeln fallen, um das Köpfchen des Theresle zu umfassen. Da stand Marie Therese langsam auf, und während sie horchte, ob der Omnibus heimkehrte, der heute zum ersten Male an den Bahnhof hinuntergefahren war, sagte sie: „Nein, Elise! Vielleicht wär's ein Trost für Sie, ein Kind, aber für das Kind selbst wäre es ein Unglück." — „Dann schicken Sie mir Ihr Theresle in den Wald, wenn Sie jetzt wieder auf den Sommer rüsten," bat Elise.

„Aber gern," erwiderte Marie Therese lächelnd, „nur häufeln Sie es mir nicht zu viel ein. Ich hab nur eins, und das braucht Luft zum Gedeihen."

„Ich weiß, wie Sie's meinen, und so wollen wir den Winter begraben," lächelte Frau Elise resigniert und reichte ihr die Hand hinüber.

Marie Therese strich ihr sanft über die zerstochenen, fleißigen Finger.

„Ich danke Ihnen auch für das Stillhalten, wenn ich gestürmt habe in meinen Reden und das Hexenkind hervorgekehrt hab. Und ich helf Ihnen auch zu Ihrer Kleinkinderschule, wenn's die Heiligenbronner auch noch nicht begreifen, warum man Geld an eine Schule hängt für Kinder, die vor dem Gesetz noch nicht schulpflichtig sind. Und doch gibt's auch in Heiligenbronn Kinder, denen in einer Schule besser geschaut werden kann als daheim."

Da zog ein Schimmer von Röte über das welke Gesicht der Frau, und sie wollte weich werden.

Frau Markwalder aber lachte: „Ja, und das Theresle muß mir auch hinein, so bald es recht beinelen kann, damit es den Heiligenbronnern zeigt, was ein rechtes Hozzenkind ist."

Das Theresle hat nicht verstanden, was es galt, nur daß von ihm die Rede sei, und lustig aufgelacht und die blanke Kugel, die aus dem Strumpfwerk der Mutter geglitten war, mit den dicken Händchen umfaßt und mit einem hellen Schrei mitten in die Stube geworfen, daß sie lärmend über das Parkett schoß und ums Haar in ein Glasschränkchen hineingeraten wäre.

„Ei, Du wüstes Kind," schalt die Mutter lachend, „schlägst mir die Erdkugel umeinand, nichts! Das Stänglein hast Du mir schon abgedreht."

Und sie kroch selbst unter den Schrank und lag mit geschmeidigem Leib lang hingestreckt, daß die schwere Haarkrone sich löste, und suchte die beinerne Kugel hervor, auf der noch verwischte Farben von Erdteilen und Meeren erzählten. Das Theresle hatte sie eines Tages erwischt, und vom brüchig gewordenen Gestell gelöst. Dann war sie zur Stopfkugel geworden, und jetzt erst kam Marie Theresen die Erinnerung an, und sie wog das glatte Elfenbein in der Hand und dachte einen Augenblick an Jakob Tremel und die Jugend und das Hozzental. Aber ein herber Zug zuckte um ihren Mund, tief atmend warf sie den Kopf zurück und legte die Kugel in eine Lade, wie man Abgetanes beiseite legt, um nicht mehr daran erinnert zu werden, und sprach: „Ich höre den Omnibus — dreimal die Peitsche — er bringt den ersten Gast."

Ein Segen war wirksam über dem Badhotel Krantz, den nahmen alle wahr, die nach Heiligenbronn kamen, und die Verständigen erkannten, daß der Segen aus der Hand der jungen Frau floß, die mit Lust ihrer Arbeit lebte und keine Müdigkeit kannte. Marie Therese hatte sich selbst wiedergefunden, indem sie mit festem Willen und gesundem Mut nichts Halbes duldete und lieber neben ihrem Manne lebte, als ein Zusammenleben zu heucheln oder zu ertragen, das innerlich nicht bestand. Nicht bestand, nicht mehr bestand oder noch nicht wieder bestand? Sie hatte ihr Tagwerk und ihr Kind, und daraus baute sie sich die Zukunft. Stein für Stein schichtete sie in treubesorgtem Tagwerk. Und die Tage reihten sich aneinander, liefen wie die Perlen an der Schnur, und aus den Tagen wurden Monate und Jahre.

Niklas Markwalder fand den Weg zu seiner Frau nicht zurück, und je länger er säumte, desto weiter liefen ihre inneren Wege auseinander, desto höher stieg Marie Therese, desto deutlicher sah sie ihn, wie er war. Und doch bewahrte sie ihm etwas von der Liebe, die sie ihm entgegengetragen hatte und in der sie ihn erkannt hatte und von ihm erkannt und zum Weibe aufgeweckt worden war. Marie Therese hörte das Blut nicht mehr hämmern, das ihr in den ersten Zeiten den Schlaf geraubt hatte, wenn sie in dem einsamen Bette lag und draußen im Park die Amsel rief und die Abendwinde mit weichem Weben durch die Büsche strichen. Sie ließ es geschehen, daß Niklas im dritten Winter den Plan hervorzog, mit dem er im ersten Winter nach dem Tode des Vaters gespielt hatte, und als Direktor eines Winterhotels an die französische Riviera ging. Besser er ging, als er fiel mit dreißig Jahren dem faulen Leben in Heiligenbronn zum Opfer. Sie hätte es nicht gelitten, wenn sie gefürchtet hätte, es werde zwischen ihnen zu einer noch größeren Entfremdung kommen. Auch sie war allmählich des Glaubens geworden, daß es so besser sei.

„Geh nur, Niklas, und ich weiß, daß es dem Badhotel nicht von Schaden sein wird. Wir zwei sind jetzt in einem guten Vertrag miteinander, Du und ich. Dich und das Badhotel hab ich geheiratet. Das Haus, für das ich schaff und für das es eine Lust ist zu schaffen."

„Schaffen ist ein Fluch," lachte er halb im Ernst, halb im Trotz.

„Nein, Niklas, schaffen ist eine Herrgottslust, und das weiß keine so gut wie ich!"

„Ja, mir scheint, daß Dir das Haus die Hauptsache war bei der Heirat," stieß er bitter hervor.

„Nein, die Hauptsache nicht. Ich hab's nicht so sauber in zwei Teile geteilt damals, als Du mich gefragt hast, aber wenn ich Dich jetzt fragte, ob Du mehr begehrt hast von mir, als mich in Deinem Bett zu wissen und keinen anderen Weg gewußt hast als die Heirat, so könntest Du mir am End nicht Red und Antwort stehen. Nein, sag nichts, ich frag Dich nicht! Ich hab Dir ein Kind geboren, und das hält zwischen uns die Hände auf, daß wir nicht reden von solchen Dingen. Also sag ihm Adieu, dem Theresle, es wird nach dem Vater fragen diesen Winter."

Mit einem fröhlichen Mut hat sie so zu ihm gesprochen, aber das Herz war ihr schwer geworden, denn sie fühlte, daß er auch den Weg zu anderen gefunden hatte. Aber sie ließ es ihn nicht merken und wußte, daß darum kein Stein aus dem Lot wich, weder am alten Amtshof noch am neuen Hotelbau, und war gewiß, daß auch sie sich darum nicht anders kehren durfte, und ließ ihn gehen.

„Nein, es ist nicht dasselbe, wenn ein Mann seiner Frau aus den Armen und zu anderen geht oder wenn sie sich einem anderen Manne gibt, es ist nicht dasselbe," sagte sie, als sie mit der Försterin und Fräulein de la Reynière an einem dunklen Abend zusammensaß und die alte Demoiselle das „Wie du mir, so ich dir" mit frivoler Zungenfertigkeit verteidigte.

Die Frau aus dem Walde saß still dabei.

„Es ist nicht dasselbe," wiederholte Marie Therese. „Denn Empfangen und Geben ist nicht dasselbe. Wenn er mir wiederkommt und ich steh noch zu ihm, dann ist er der, der er gewesen ist. Aber eine Frau, die ist nicht mehr dieselbe, die hat Eigenes hingegeben und Fremdes aufgenommen. Ich hätt' nicht mehr die Kraft und die Lust und den Willen und auch kein Recht mehr auf alles, wenn's anders wär."

„Ja, Marie Therese, wer spricht denn von Ihnen!" rief das Fräulein und wippte erregt auf und nieder.

„Ja, ja, liebes Fräulein, das hätten Sie wissen sollen, daß Therese alles nur aus sich heraus beurteilt," warf Elise ein.

„Und eine Frau, wie Marie Therese! Sie könnte es besser haben, als die Hoteliere in Heiligenbronn zu spielen!" erhitzte sich Mademoiselle und begann ihre geheime Wissenschaft auszubreiten und zu erzählen, wer in der letzten, in der vorletzten Saison und vor drei und vier Sommern für Marie Therese entbrannt sei.

Aber Elise legte ihr die Hand auf den Arm, und sie brach ab, und die junge Frau hatte die Brauen zusammengezogen und starrte mit einem verlorenen Ausdruck vor sich hin, der ihr schönes Gesicht seltsam verschattete.

Auf einmal sagte sie wie aus anderen Gedanken: „Eher wird Mademoiselle de la Reynière den Kopf verlieren als ich."

Und Mademoiselle Aglae de la Reynière hat ihn verloren. Es war im Spätherbst, als Niklas Markwalder schon vor Ende der Saison, die in diesem Jahre eine große Abschreibung auf das Haus gestattete, aufbrach, um auf Sizilien die Leitung eines neuen deutschen Hotels zu übernehmen. Also im Herbst dieses Jahres war's, da erschien eines Tages der Amtmann bei Fräulein de la Reynière und brachte ihr eigenhändig eine französische Zeitung, in der die Erben des Grafen de la Reynière, Herrn zu Montjoie und Corcy aufgefordert wurden, sich zu melden. Der alte Graf sei im Alter von siebenundneunzig Jahren zu Luçon verstorben. In bescheidenen Verhältnissen, wie das Journal erkundet hatte. Aber Heiligenbronn sprach alsbald von einer fabelhaften Erbschaft, und Dominik Armbruster hütete die Schwelle zu seiner Mieterin, für die er nach seinen eigenen Worten seit vielen Jahren wie ein Sohn gesorgt hatte, mit der Fülle seines Leibes, und erbot sich sogar, mit ihr nach Luçon zu fahren, um ihr bei der Regelung ihrer Erbschaft behilflich zu sein. Aber der Primgeiger der Kurkapelle war flinker. Er machte Mademoiselle de la Reynière einen Heiratsantrag, das konnte Dominik nicht, denn er hatte die Schwester des Lammwirtes zur Frau.

„Um Gottes willen, Mademoiselle, Sie werden doch nicht so verrückt sein," sagte Therese, als das Fräulein im schönsten zerrissenen Spitzenjäckchen erschien und von dem Antrag des lockigen Geigers erzählte. „Ja, verrückt, er hat's doch nur auf die ungezählten Franken Ihrer Erbschaft abgesehen!"

Aber Aglae schüttelte den Kopf, daß der doppelt aufgelegte Puder sich ihrer Umgebung mitteilte.

„Nein, ich habe ihm gesagt, daß es nur ein paar tausend Franken sind, aber Theodor hat geantwortet, er habe schon lange gewußt, daß ich sein Solospiel admiriere, und das hat ihn angezogen. Ich bin jetzt achtundfünfzig Jahre, da hat Madame de Maintenon noch einen König glücklich gemacht!"

„Aber dieser König war, glaub ich, mindestens gerade so alt," erwiderte Marie Therese.

„Sie denken zu viel an Ihr eigenes Leben, Marie Therese, und da raten Sie mir schlecht!"

„Ja, ich denke daran, daß man erst das Ganze zu haben glaubt und dann muß man teilen lernen, und die Hälfte wieder als Ganzes nehmen. Aber ich hab mich noch nie beklagt. Der Geiger wird Ihnen alles nehmen und nichts geben, Mademoiselle, und dann . . ."

Da vergaß Mademoiselle de la Reynière alles. Sie hatte jede Haltung verloren. Ein unsinniger Taumel war über ihr bißchen Leben hingefahren, und sie gab, aufgestört aus ihrem Rausch und häßig wie ein Trunkener, in dem sich der Wein empört, eine schlimme Antwort.

Die Frau wurde blaß, aber gerade jetzt war etwas von einer Königin oder einem freien Menschen in ihrer Haltung, als sie erwiderte: „Ich vergeß dem edlen Fräulein de la Reynière nicht, daß es mich die Sprache gelehrt hat, in der sie heute so zu mir spricht. Aber ich glaub, der Koch, bei dem das Theresle Strohecker zuerst sein Küchenfranzösisch aufgelesen hat, der hätte nie so zu mir gesprochen, wie jetzt Mademoiselle de la Reynière."

Und sie sah das Fräulein davoneilen, beschwingt von taub gewordenem Stolz und blindem Glück. So flattert ein Falter mit zerschlissenen Flügeln auf einen See hinaus und irrt über den glänzenden Spiegel, in dem sein Bild schwimmt, bis ihn der feuchte Hauch durchkältet und er von dem Katzenpfötchen einer kleinen Welle hinweggehascht wird. Dominik Armbruster mußte den Geiger mit Fräulein Reynière ziehen lassen, und in Heiligenbronn hat man nichts mehr von ihnen vernommen, auch der Bürgermeister nicht, der nie ein Aufgebot mit ihrem Namen hinter das Drahtgitter am Rathaus zu hängen hatte.

In diesem Winter hat das Badhotel Krantz zwei Monate vollständig im Schlaf gelegen. Marie Therese ist mit dem Kinde ins Hozzental gefahren, denn der Keuchhusten hatte die Schule gesprengt in Heiligenbronn, und das Theresle war von dem wilden Feind geschüttelt worden zum Erbarmen.

Der Vater hat die Frau, die ernst und doch mit einer gefaßten Heiterkeit des Wesens zurückkehrte, nicht nach ihren Schicksalen gefragt. Der Strohecker legte dem Enkelkind die hörnerne Hand auf den Scheitel und blickte es lange an.

„Hei, mich dünkt, das ist unser Blut!"

Sein Bart war grau geworden, aber keine Sehne gesprungen an seinem Leib, und auf der Stirne rollte noch die heiße Ader.

Bald saß Marie Therese und labte sich an Büchern, die ihr gefolgt waren und am Anblick der Berge, die ihr wieder klar und weiß ins Zimmer wuchsen. Der Großvater aber hat das Kind auf den Holzschlitten gehoben und ist mit ihm zu Tal gefahren, daß der Schneestaub sprühte, und bald hat es jauchzen gelernt, das Theresle, und ein drahtiges Zöpflein ist von seinem Nacken in die Welt hinausgestanden, daß der Strohecker sich vergaß und oft zu ihm sprach, als wäre es nicht sein Großkind, sondern das Theresle, das er selbst gezeugt. (Fortsetzung folgt.)

Vincent van Gogh.

Von Lu Märten.

Es ist kein Zufall, daß man versucht, unter vielen bedeutenden Malern gerade Vincent van Gogh den Arbeitern näher zu erklären. Es hat dies nicht seinen Grund, daß van Gogh proletarische Stoffe im engeren Sinne bevorzugt hat; darin läge an sich noch keinerlei künstlerische Qualität und keine, die unbedingt mit dem Tiefsten und Umfassendsten der proletarischen Weltanschauung Verbindung haben müßte. Sie liegt vielmehr darin, daß hier ein Künstler war, der Kraft, Tiefe und Universalität genug hatte, den Extremen des menschlichen Lebens gerecht zu werden, der für eine ferne Zukunft noch lebendig sein kann, ja vielleicht erst dann recht begriffen, dessen Schönheit und Glut über die Zeiten leuchtet und dessen Stoffgebiet das Einfachste bleibt, was je den Menschen, den hochkultivierten sowohl, als den ursprünglich empfindenden Arbeiter, Genuß, Lust und entzücktes Anschauen gab —: die Natur und die Menschen der Arbeit. Die Weltanschauung eines Malers, dem Zolas „Arbeit" zum Erlebnis wurde, und der das Rastlose des Menschendaseins nur unter der Güte der Sonne als schön empfindet, muß notwendig Bilder und Werke erzeugen, zu denen der Arbeiter Eingang findet — sie müssen notwendig den Geist der sozialen Schönheit haben, d. h. jener, zu der alle, ohne Unterschied verkünstelter Empfindung, kommen können, die so elementar, so in sich selbst bewiesen ist, wie Sonne oder Freude. So ist sie monumental; nicht im Sinne großer Zeitplakate und in einem Schema des Stils, sondern unwillkürlich, ursprünglich, innerlich, wie alles Großbewegende, Einfache, auf einen Ausdruck Gedrängte monumental ist. Van Gogh war ein Verkünder von feinen und großen Menschenwerten und wäre es ihm versagt gewesen, dies, so gewaltig als er es fühlte, in Farbe und Form auszusprechen, so hätte er es anders, als Redner, als Dichter vielleicht, irgendwie ausgesprochen; das lebt in seinen Briefen und Gedanken und schon, als er heimlich wußte, daß er ein guter und großer Maler war, der unvergängliche Dinge zu sagen und schenken hatte, sprach er noch das Bekenntnis aus, daß der Mensch mehr sei als alle Kunst, daß Sein und Freude und Tat des Menschen erstrebenswerter denn Ruhm und die Bitterkeit und Mühe, ja selbst die Seligkeit künstlerischen Schaffens. Auch das ist im Grunde ein gesellschaftlicher Gedanke, der tief den Grund sieht und denkt, auf dem Kunst erst genossen werden kann und Kunstwerke nicht mehr einsam und fremd bleiben müssen. Und ebenso empfand van Gogh als Künstler sozialistisch-entwicklungsgeschichtlich, wenn er alles, was auch die Kunst erschaffen, als ein Glied in der Kette des Schaffens überhaupt empfindet, sich selbst und alle Künstler als Teile eines unbewußten psychischen Zeitwirkens sieht, seine Arbeit als Anteil und Erfüllung von längst Gewesenem und Uebergang zu erst kommenden Dingen auffaßt. Dies ist ihm keine Theorie, sondern Gesetz seines Wesens und er geht darin so weit, so logisch bescheiden aus Sozialität, daß er seine Bilder nicht signiert und seine Freunde zu Arbeitsgenossenschaft der Ideen und zu materieller gegenseitiger Unterstützung aufruft. Unter seinem Leben voll Armut und proletarischer Würde, voll der Glut und Pracht inneren Reichtums und beispielloser Energie wurde er ein großer Künstler, die prachtvollste Erscheinung der modernen französischen Malerei, wurde er der Verkünder der heiligsten Freude an der Materie, diesem A und O der Menschensehnsucht aller Zeiten und Klassen.

Sehen wir kurz auf sein Herkommen und auf seine Werke. Vincent van Gogh wurde 1853 in einem Dorfe der niederländischen Provinz Nord-Brabant als Sohn eines Pfarrers geboren. Er war nacheinander: Kunsthändler, Schullehrer, Evangelist bei den Minenarbeitern in Belgien. Hier fing er spät, ich glaube in seinem fast 30. Jahre, an zu zeichnen. Er geht dann nach dem Haag und kommt dort zuerst mit Malern in Beziehung. Seine ersten Sachen schafft er 1883—85. Sie sind stark, aber mehr in grauen, unter sich gestuften Tönen gehalten. Er besucht dann einige Monate die Akademie in Antwerpen und kommt durch seinen Bruder, dem Kunsthändler Theodor van Gogh, mit den französischen Impressionisten in Berührung. Er siedelt nach dem Süden über, den er immer mehr liebt und ersehnt, lebt in Arles und San Remy und hier entsteht der größte Teil der Bilder, die heute bekannt und bewundert sind. Ständig unterstützt von seinem Bruder, lebt hier van Gogh ganz seiner Arbeit. Unterernährung und fast rasendes Arbeiten scheinen ihm oft krankhafte Depressionen zu bringen, ihm den Pinsel gewaltsam aus der Hand nehmen zu wollen. Trotzdem ringt er der Kunst in einer kurzen Spanne Zeit ab, was andere ihr in einem Lebensalter kaum abringen. — Bald bringt ihn seine physisch-psychische Reizbarkeit zu einem Wahnsinnsanfall. Er lebt zuletzt in der Nervenheilanstalt in Auver-sur-Oise, wo er noch prachtvolle Bilder schuf und dann 1890, in voller Klarheit über seinen Zustand, schießt er sich eine Kugel durch den Leib und stirbt im Bett, seine Pfeife rauchend. Einem unwürdigen sicheren Tode wollte er zuvorkommen. Es fehlen noch viele Details aus van Goghs Leben. Ich glaube, sie werden immer fehlen, sie fehlen überhaupt. Denn was zwischen diesen wenigen Tatsachen zu denken ist, ist ein Leben in steter heftiger, hartnäckiger Arbeit. Arbeit, die manchmal wie Zorn aussieht, wenn sie nicht ebenso Liebe heißen müßte. Was aus Goghs Bildern und Zeichnungen spricht: Arbeit, Mühe und Ringen und unablässiges Denken in dieser Arbeit — das spricht auch aus seinen Briefen. Und er geht seinen eigenen Weg. Er bewundert die alten Großen und die neuen, wie Corot, Manet, Gangin, Delacroix —, aber er geht neben ihnen seinen eigenen Weg.

Zeitlich steht van Gogh da, wo die Kunst keinerlei kollektive Aufgaben mehr findet, wo sie vergeblich auf Aufgaben wartet, etwa daß ein Volk sie um Formen für einen beherrschenden Inhalt beauftragte; denn dies „Volk" ist gespalten in Klassen, Individuen, Moden, Zeitvertreib, Tagwerk und Mühsal aller Art. — Die Kunst malt jetzt alles und allerlei, darunter vieles, das einzelnen Gruppen entspricht. Machte sie sonst aus Teilen, aus Einzelheiten ein Ganzes, ein Gemälde, so ist jetzt der Teil schon Gemälde; sie wird subjektiv im absolutesten Sinne; sie produziert anarchistisch alles, gleichgültig, ob es Gefühlsbedürfnis ist; sie produziert wie für den Markt. Dazu kam das Tempo der Zeit, die alles dies zu einer notwendig beschleunigten Technik trieb. Wir haben keine Vorbereitung und Muße mehr für Betrachtung und Genuß, für Erlebnis. Wir nehmen, erhaschen und halten das Erlebnis fest, wie und wo es kommt (Impressionismus). Wir müssen darum auch den unmittelbaren Ausdruck, die unmittelbare Form für unser Erlebnis finden, in Sprache, in bildender Kunst (wie in der Technik der bloßen Mitteilung [Telegraph]). So entsteht der Impressionismus als Stil. Er schafft in sich allmählich Vollkommenes; er erfindet Zeichen, die vermitteln; er wird in seiner reinsten Kraft, wie etwa bei Gogh ein umspannender Aphorismus. So wurde der sogenannte Impressionismus eine selbstverständliche, tiefer begründete Zeiterscheinung, nicht die Laune einer Malergruppe. In diesem Sinne ist van Gogh Impressionist. Die Zeittendenz entspricht seiner besonders heftigen, rasenden und konzentrierten Empfindung, seinem Temperament. Er weiß nicht, ob man ihn einen Impressionisten noch nennen kann, denn er ist es naturnotwendig und er steht in ihm nicht still. Jedes neue Ziel stellt ihm neue, erste Aufgaben, fordert seine ganze Persönlichkeit als Mensch und Künstler gleichsam heraus. Er ist durchaus das Genie, „das vielmehr weiß, als es weiß, daß es weiß". Ueberblickt man von daher den Reichtum seiner malerischen Beziehungen, so begreift man einmal, daß hier eine Riesenarbeit geleistet wurde, eine, die notwendig eine große physische Widerstandskraft erforderte, und daneben scheint es, — als ob es auf die Dauer keine malerische Aufgabe gab, die seiner Zähigkeit nicht gelungen wäre. Dies große, einsame Leben hatte seine Beschränkungen bitterster Art. Es begreift sich, daß man keine Akte und wenig Figurenbilder von ihm besitzt; er hatte kein Geld, Modelle zu bezahlen. Was aber in der Natur und Welt für ihn erreichbar war, das ging durch seine Kunst gleichsam wie durch ein grandioses, manchmal langes und heftiges Feuer zur Klarheit. Dann stehen wir vor Zeichnungen und Bildern, wir sehen hundert Einzeldinge, technische, malerische, stoffliche — ohne den letzten Zauber, ergründen und entsiegeln zu können, der diese Bilder zu unendlichen Ideen und universalen Schöpfungen macht.

Die Farbe, „die durch sich selbst etwas sagt" — die gleichmäßige Verbindung von Farbe und Form, die Uebertreibung der Dinge, auf die es ankommt (wie in den Porträts), so daß sie eine übersinnliche Bedeutung erlangen. Das „sich vor allem stark aussprechen" wollen, weil die Ueberzeugung lebt, etwas Starkes sehr klar zu wissen. Der mysteriöse Ernst eines, der sich im Einverständnis weiß mit der Natur; ihre Werte noch wertvoller machen will, als sie gelten. Dieser reale Mystizismus — diese erstaunliche Sicherheit und Gründlichkeit der Zeichnung und Kontur. Das alles erklärt ihn nicht, aber es gehört zur Erklärung. Er stand immer vor der unsäglichen Vollendung der Natur, zitternd, horchend, wenn man will. Und die Natur erzählte ihm etwas, ihm ganz allein und es war so ungeheuer, so voller Mysterien, daß er das Wesentlichste davon in Schnellschrift aufschreiben mußte. „In meiner Schnellschrift," sagt er, „mögen Worte sein, die nicht zu entziffern sind, Fehler und Lücken, und doch ist vielleicht etwas darin, was der Wald, der Strand oder die Gestalten sagten. Und nicht in einer zahmen und konventionellen Sprache, die nicht aus der Natur entsprang." — Dies kennzeichnet am besten den eigentlichen seelischen Impressionismus van Goghs. Und nach solchem Erleben steht er mehr und mehr im Glauben ein Zweites, dem subjektiven Erkennen Ueber-

auf untrügliche Mittel einer neuen malerischen Kunst, die dieses ausdrücken könnte. Einer Kunst der Farbe und der Zeichnung.

Seine Zeichnungen. — Das Seltsame, das vermutlich eines Tages als Zeittendenz begriffen werden wird: das Formproblem wird mehr und mehr zum Farbproblem und mit diesem gelöst. Die Form wird aufgelöst, ihre Kontur farbig begriffen und nicht allein anerkannt. Da sind Erscheinungen, die wir als Form begriffen, sie sind aber Farbe oder können es sein. Die Kontur wird orientierend, aber die Farbe erklärt. Umgekehrt: die Farbe wird auch Form. Die van Goghschen Schwarz-Weiß-Zeichnungen! Ich kann nicht alle nennen. Nehmen wir den „Säemann" und das Sonnenproblem van Goghs in den Zeichnungen überhaupt. Der unerhörte Vorgang: Sonne, fast für alle Maler farbig unbewältigt, bei van Gogh sehen wir wirklich die Sonne. Zeichnungen! Nur weiße Flächen, bedeckt mit schwarzen Tupfen, und doch haben wir eine gewaltige, glühende, unendliche Sonne, ein Feld, dessen Furchen wie aufgelöst sind im Sonnenbrand, der Säemann überglüht von diesem feierlichen Abendgold. Man sieht keine Farbe, man empfindet aber die ganze Farbenskala der Luft in diesen Schwarz-Weiß-Tupfen. Wie der Künstler sie empfunden haben muß, als Farbe, als Elemente verschiedener Wesenheit und Dynamik, so gibt sie uns hier die bloße Zeichnung. Dasselbe läßt sich fast von allen andern Zeichnungen sagen. Von den „Feldarbeitern", von den „Landstraßen", vom Strand mit Fischerbooten und was da ist.. Sturm und Sonne, große Horizonte, bewegte Elemente. . . . Die große primitive Natur immer in Breite und Tiefe in wahrster Grandiosität wiedergegeben.

Aber nicht nur die Erscheinung der Natur schlechthin ist belauscht — man nehme dies mit vor van Goghs Bildern —, auch das Fassungslose: ihre erregende Geberde. Wie sie ihn erregte, durchglühte und oft bis zum Schmerz erschütterte, so hat er sie gemalt, von ihr wiedergesagt. Die Zärtlichkeit seiner empfindenden, sich entzückenden Augen umfaßt alles. Nicht nur Himmel und Abgründe und Weiten dazwischen, auch die Menschen der Erde darin, ihre Scherben und Töpfe, ihre Blumen und Schwielen, ihre Beschränkung und Heiligkeit. Vor allem ist es der Bauer und Arbeiter, den er in der Natur zeigen will, aber den Bauer und Arbeiter, wie er gräbt und schafft, in voller Mühsal, in der schweigenden Wucht der Gebärde, ganz wahr und auch ganz groß. Nicht aus einer ethischen Idee heraus, sondern aus unbekümmerter, intellektueller Anschauung dessen, was ist, und daß dieser Rhythmus der Mühsal und Ruhe, der im Einklang steht mit der Natur selbst, etwas Heroisches und Beherrschendes trotz alledem hat. Sie darin zu zeigen, war van Goghs Wille, und wenn es uns manchmal wie Zauberei dünkt, diese Absicht für überzeugend gelungen zu sehen, so denke man an den grabenden Fleiß dieses Malers selbst, der mit einer Hartnäckigkeit ohne gleichen Dinge mehrere Male, „hundertmal", wie er sagte, dieselben Dinge hintereinander zeichnete. Man sehe die „Handstudien" van Goghs. Das ist die elegante Gründlichkeit der Alten. Die ruhige durchgearbeitete Vollkommenheit, die er bei andern so liebte. Das sieht man auch an den Zeichnungen des (in Farbe prachtvollen) Stillebens: „Der Kaffeekanne, Milchtöpfe, Tassen, einigen Früchten auf blauem Tischtuch gegen gelben Hintergrund". Wie da alles steht, sicher, kräftig, großartig, schlicht.

Was die Natur oder Welt in seine Hand gab, das ging in sein Herz, in die ganze Liebe seines Seins und nahm alles von ihm mit sich.

Seine Farben! Er wollte durch sie etwas sagen. Er hat nie phantasiert, aber er sah als ganzer Künstler in der Realität der Dinge noch bleibendes. Die ganze Pracht und Glut der sinnlichen Erscheinung ward ihm zur Hülle eines geistigen Wertes, der seinen poetischen Beweis nur durch die Darstellung erhielt. Er hat nicht einen Grashalm in der Natur zugunsten einer „poetischen Idee" anders gefärbt, als die Natur ihn sehen ließ; aber er sah die Genialität dieser Natur, die Möglichkeiten ihrer unendlichen Farbenskala, der Auslegung ihrer Urhandschrift, er fühlte in seinem eigenen Schauen das Neue, das Entwicklungselement und betrachtete von da seine Aufgabe (vor allem im Porträt). Von da aus sah er auch die Alten, historisch, kulturhaft, nicht als bloßer Aesthet. Er sah in Franz Hals „den Maler einer ganzen Republik" von Köpfen, von Individuen; er sah durch diesen Ideengang die Entwicklung zur Malerei der Menschheit, die nach dem Porträt — wenn es gleichsam in seiner höchsten Forderung gelöst ist, Spielraum haben

Heidesang.

Rosiggrün tagewanderweit —
O, du Heide ohne Ende!
Alle Blicke wandern so befreit,
Die ich in die Ferne sende.

Alle Straßen, grad und blank gebaut,
Hab ich hinter mir gelassen,
Bahne nun durch blühend liebes Kraut
Heimlich rauschend eigne Gassen.

Grün und hoch Wacholder abseits stehn,
Einzeln nur und einsam stille,
Und ich grüße stumm im Vorübergehn, —
Schweigend wachsen ist ihr Wille.

Drübenher pinkt ein kleiner Fink
Aus dem dichten Busch der Fuhren
Und mein Weg, der ohne Ziele ging,
Zieht durchs Blühen neue Spuren.

Ruht im Kraut ein verirrter Stein,
Uralt schon und grau zerwittert,
Seh von ihm so weit in Zeit und Welt
Wo die Sonne leise zittert. [hinein,

Seh die Welt heiderot durchträumt, —
Wolken steigen nun und fliegen,
Seh ein grünes Land birkenhell umsäumt
Hinter ernsten Fernen liegen.

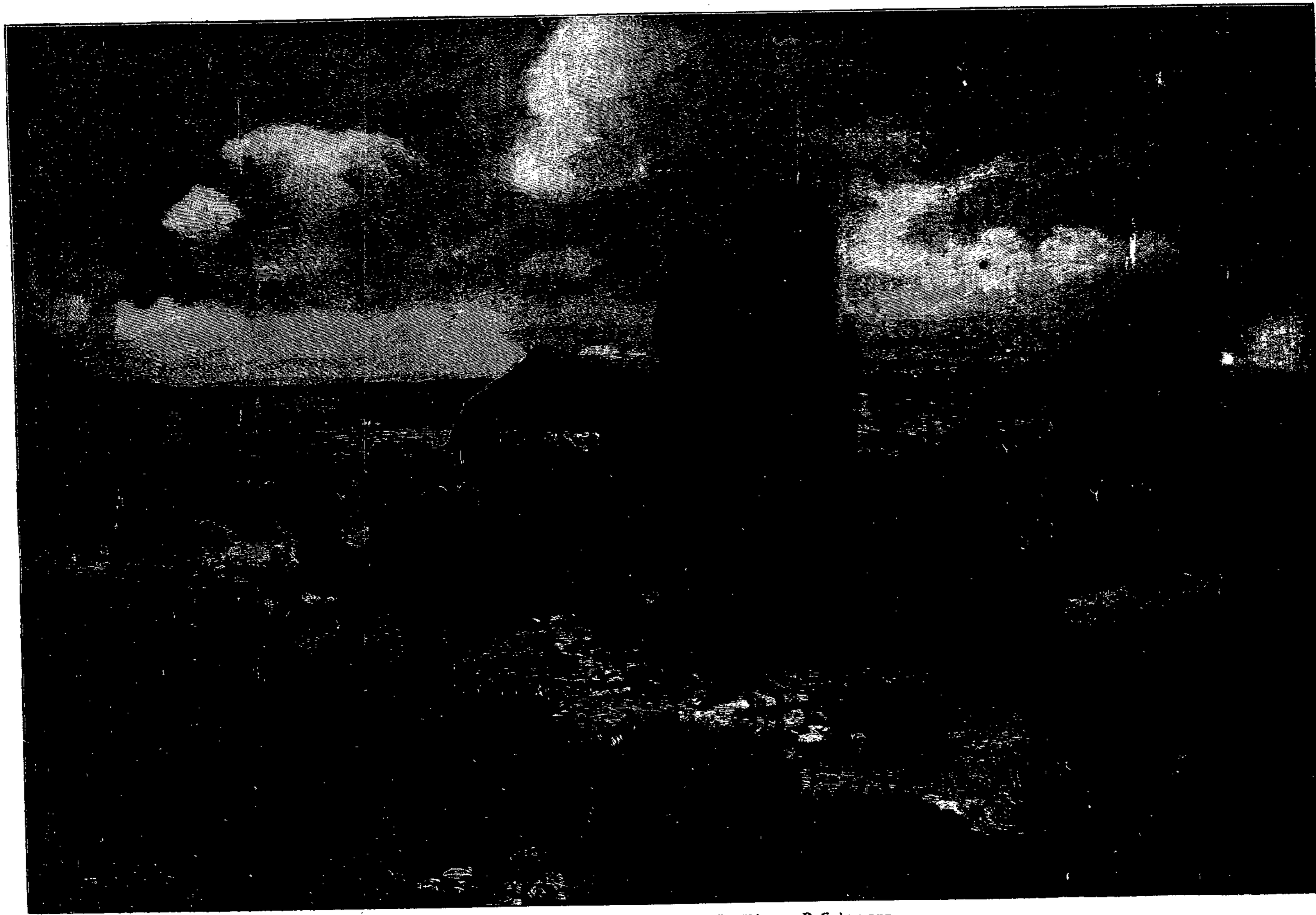
Franz Diederich.

wird für Landschaften, Magie, Frauenakte, Messiasse usw. Aber wieder zu seiner Farbe. Sie wird ihm Ausdruck einer Realität, die zugleich mysteriös ist — und beides soll sie aussprechen. Er liebt das Preußischblau und Chrom. Man kann fast sagen: dies ist sein farbiges Lieblingsthema, vielleicht von großen Elementen aufgegeben. Die Sonne und den Sternenhimmel hat er immer zu malen ersehnt. Nun, die Sonne hat er uns gegeben. Sein Gelb wird allmählich ein Konzert vom hellsten durchsichtigsten Gelb bis in das grimmige alte Gold von verrostetem Eisen. Sein Blau dagegen strebt zu einer reinen azurnen Pracht. Und oft ist es so, daß es uns ganz in seinen leuchtenden Abgrund ziehen kann. Dieses Blau, wie es sich über „sein Haus in Arles" wölbt, wie er es manchem blonden Porträt als Hintergrund gab — es ist dasselbe, was uns oft in der Natur zu einem Schrei des Entzückens erregt. Es ist der Jubel der van Goghschen Palette.

Diese beiden Farben, oft pastos und breit, braucht er immer nur da, wo er einzelne elementare Dinge sehr stark, sehr einzelbedeutsam ausdrücken will. Dies Einzelbedeutsame bei ihm ist aber nur die Notwendigkeit zu der Wucht, mit der er ein Bild erlebt und es darstellen will. Etwas Relatives zum Ganzen. Denn es gibt nichts Gleichgültiges bei ihm. Alle seine Bilder sind Zeugungen aus großen innigen Notwendigkeiten. Und die Wucht eines jeglichen verträgt den Ausschnitt. Ein Stuhl, einige Blumen, ein paar Schuhe, der Mäher, der im singenden Gold der Sonne und der Aehren schafft unter schattenlosem, blauem Himmel. . . . Er hat die mühende braune Erde gemalt, mit starken weißen Wolken wie Lampen darüber. Das „Getreidefeld" mit leidenschaftlichen Wolkengebilden, die dennoch nicht vom Ganzen abziehen; das Feld darunter glüht und reift in seinem brennenden Gelb. Man entdeckt immer neue einzelne Kostbarkeiten bei ihm, ohne daß diese je den ersten Eindruck beeinträchtigen, die Harmonie eines Ganzen zerreißen. Immer mehr wird ihm die Farbe zur Materie; er drückt sie plastisch dick auf, drückt ganze Gärten und Bäume damit aus dem Boden. Die „Felsschluchten", die er so gemalt hat, sind unheimlich, sie sind nicht nur mehr ein Stück Natur, sie sind ein Stück Grauen dieser Art Natur. Man muß sie in einem sehr besonderen, nicht zu hellem Licht sehen. Man steht fassungslos vor dem „Feld mit Mohnblumen". Das ist nicht nur eine prachtvolle Malerei, das sind alle Farben einer blühenden Welt, verwirrend in ihrem Reichtum und doch künstlerisch bewältigt. Man sehe den Frühlingshimmel in Daubignys Garten, den Abendhimmel in den „Schiffsarbeitern". Und nach diesen farbigen Dingen, die man Ereignisse nennen könnte, gehe man zu den Bildern, die vornehmlich geistige Werte zeigen, bei denen die Farbe scheinbar zurückhaltend ist. Da sind vor allem die zahlreichen Selbstporträts, darunter das mit dem Strohhut. Gespannt, eindringlich und tragisch-groß verrät sich darin alles. Der alte Achtundvierziger, „Briefträger", der einzige Mensch, den van Gogh in seiner Einsamkeit oft sah. Man fühlt vor diesem Antlitz, wie oft dieser Mann von dem Maler erlebt wurde. Aber genug der einzelnen Hinweise, die nicht so viel nützen können, als etwa einzelne charakterisierende Formeln, die zu diesem Maler führen möchten. Den Reichtum, der diesem Künstler aus allen Taschen hängt, wird bewundern, wer einmal ihm nachgegangen. Es ist ein rasendes Temperament, was aus den Bildern spricht. Man soll es auf sich wirken lassen; es ist erschütterndes Erlebnis, was sich so ausspricht. Ein leidenschaftlicher Einsiedler der Kunst war dieser Mann, ein Südländer mit der zähen Holländergeduld eines Spinoza. Hartnäckig und groß, sehnend und rein zu einem Zweck und Ziel: seiner Kunst. Bewußt resigniert und sich doch hinausfühlend zum Kontakt der großen lebendigen Masse, ihrer Ideen. Diese „Kultur" aber hatte für die verblüffend frühstarke Erscheinung van Goghs nicht einmal die Gewährung eines notwendigen Lebensunterhaltes. Heute bezahlt sie seine Zeichnungen allein mit 20 000—30 000 Mark das Stück. — Van Gogh ist nicht mehr einsam. Sein Name und seine Kunst ist eine Formel geworden für die höchste Vorstellung menschlicher Energie und Schönheit. Mag er als solcher auch zu denen kommen, die er vor allen „Heiligen" und „Kriegern" und „Messiassen" gewertet hat, zu den Arbeitern. Man kann von seinem in aller Armut grandiosen Lebensbild das sagen, was er selbst gelegentlich heftiger Arbeit schrieb:

„. . . Alles in einem Goldton, schnell, in wahnsinniger Hast gemacht, wie der Schnitter, der schweigend in der glühenden Sonne schafft, nur in dem Gedanken, möglichst viel herunterzuschneiden." —

Dies aber tat er in der Ahnung oder Gewißheit fabelhaftem Reichtums und reifer Ernten, die geborgen sein wollten.



Auf einsamer Heide. Nach einem Gemälde von P. Gebrmann.

Das Land der Zukunft.

Erlebnisse von Leo Kolisch. (Fortsetzung.)

Ich hatte nichts zu tun, als die Leisten entsprechend abzusägen, zu behobeln, einzufalzen, einige Mutterschrauben zu befestigen, dann Sackleinewand darüber zu nageln und damit waren die Feldbetten fertig; standhaft waren sie; jedenfalls fester als die, die man zu vier Dollars zu kaufen bekam. Wenn man auf so ein Feldbett einige Schaffelle legte, dann gab das ein ganz annehmbares Lager. —

Vier solche Catres hatte ich fabriziert in kaum vier Tagen; eine ganz respektable Leistung, wenn man die Unzulänglichkeit und den schlechten Zustand der Werkzeuge, die mir zur Verfügung standen, in Betracht zieht.

Der Farmer brummte zufrieden, als er mein Werk betrachtete. Dann schickte er mir durch den alten Neger zwei Flaschen „old Whiskey", um mich zu belohnen und zu neuem Fleiße anzuspornen; meine Hausgenossen sowie Otto de Chay haben sich dieses Labsal wohlschmecken lassen; de Chay meinte, dieser Branntwein sei ein Zeichen hoher Gunst, denn der Farmer rücke eher mit barem Gelde heraus als mit dem Schnaps, den er einmal im Hause habe. —

Von nun an gab es mehr zu tun. Emilio und ich wurden hinausgeschickt, um zu alambrieren, das heißt die Drahtzäune auszubessern oder neu zu errichten; eine schwere, aber gesunde Arbeit. Gewöhnlich nahmen wir uns außer unseren Werkzeugen noch einen Kessel, den nötigen Mate und zwei bis drei Kilo Hammelfleisch mit; dann wurde zigeunert. Die Jahreszeit wurde allmählich milder, der Schnee war schon längst weggeschmolzen und die Sonne begann wärmer zu scheinen.

Dann wieder mußten wir einen Brunnen ausbessern; an diese Arbeit erinnere ich mich nur noch mit Schaudern; es war keine Kleinigkeit, in dem alten Brunnenschachte, der jeden Moment einstürzen konnte, zu arbeiten. Wir brachten es aber trotzdem bis auf fünfzehn Meter, dann kam genug Wasser; freilich ist später, während der Frühjahrsregen, so viel Erdreich von oben nachgerutscht, daß das Wasser wieder verloren ging.

Unter diesen Arbeiten war es August geworden, und auf den Farmen begann die Sommertätigkeit. Hoope beschäftigte seine Leute schon seit vielen Wochen; er hatte nämlich etwa hundert Meilen westlich in den Kordilleren, eine Herde Pferde und Rinder stehen; er, der Indianer und der Italiener waren schon einige Wochen auf der Reise, um das Vieh nach einem Landstrich zu bringen, wohin Hoope nächstes Jahr übersiedeln wollte. Leider konnten wir diese wunderbare Tour quer durch Patagonien nicht mitmachen, jemand mußte doch in der Farm bleiben.

Während die „Vaquianos" der Farm sich in den Einöden Patagoniens herumtrieben, hatten wir beide, Emilio und ich, faule Zeit. Wir arbeiteten ein bißchen an den Fenzen (Drahtzäunen) der Farm herum, gingen auf die Jagd, holten etwas Holz zusammen und ließen es uns beim Hammelbraten und Mate bombilla (Saugmate) wohlergehen. Mitte August kam Hoope mit den Gauchos zurück. Sie brachten eine Menge wunderschöner, aber selbstredend vollständig wilder Pferde mit; die acht Wochen, welche noch bis zur Schafschur fehlten, wollte der Farmer dazu benutzen, sich einige „Yuntas" (Gespanne) Pferde zu zähmen.

Die argentinische Methode der Pferdezähmung ist eine geradezu entsetzliche Tierquälerei. Da wird ein Tier, das noch nie auch nur eine Menschenhand auf seinem Leibe gefühlt hat, in den Korral (Pferdehürde) getrieben und lassiert; während es, die schreckliche Lederschlinge um den Hals fühlend, sich wütend aufbäumt, sausen schon die „Bolas", die schrecklichen, an einem drei Meter langen Riemen befestigten Wurfkugeln, durch die Luft und wickeln sich mit unfehlbarer Sicherheit um die Hinterbeine des Opfers; das Pferd strauchelt, fällt, haut wütend um sich, aber der Gaucho ist stärker als das wilde Tier. Die Schlinge des Lassos wird so eng zugezogen, daß das „Potro" die Besinnung verliert; dann werden die Vorderbeine gefesselt, die Wurfkugeln von den Hinterbeinen abgewickelt und dem Tiere ein fester Halfter umgemacht; jetzt wird das Lasso vorsichtig gelockert. Sobald das Pferd wieder atmen kann, springt es auf die Füße und nun entwickelt sich ein gräßlicher Kampf, das Potro beißt wütend um sich, schlägt mit den Hinterfüßen aus, wirft sich zu Boden und macht die verzweifeltsten Anstrengungen loszukommen. Aber der Gaucho zieht es mit unwiderstehlicher Kraft mittels des Halfterriemens an einen Pfahl, an den das Tier nun ganz kurz angebunden wird. Dort bleibt es stehen, solange, bis es müde ist. Dieses Mürbemachen wird durch verschiedene Methoden besorgt: Die einen lassen das Potro viele Tage hungern und von der Sonne braten, die anderen zähmen es durch Prügel und wieder andere Gauchos erreichen bessere Resultate durch gute Fütterung und Leckerbissen. Wenn das Pferd „so weit" ist, wird es losgebunden und der Gaucho schwingt sich auf den bloßen Rücken des Gauls; nun geht ein wildes Rennen los, während welchem der Reiter das Tier ermüdet, vollends kirre macht.

Der Farmer hatte mich bis jetzt sehr anständig behandelt; aber seit er von der Pferdejagd zurück war, hatte sich sein Benehmen geändert. Er wurde manchmal barsch und grob und gab mir öfters Arbeiten, die ich, wie er wußte, nur mit größtem Widerwillen tat, z. B. mußte ich Schafe schlachten; meinen Freund Emilio behandelte er viel rücksichtsvoller; der war aber auch anders als ich; devot und sehr dienstbeflissen.

Als er wieder einmal einen Brand hatte, sprach mich der Farmer an: „Sie sind Sozialist?"

Ich antwortete mit der Gegenfrage: „Hat Ihnen das der deutsche Tischler auf Frasers Farm gesagt?"

„No, das hat mir Fraser selbst gesagt."

„Na also, da wissen Sie's ja aus der besten Quelle, und brauchten mich gar nicht mehr zu fragen!"

Er brummte was und trottete sich davon.

Von dieser Zeit an versuchte er manchmal, mich zu „necken", besonders wenn er betrunken war, aber noch blieb er stets gemütlich. Eines Tages brachte mir ein Bote aus dem Hafen das Angebot, in Charleys Hotel, in demselben, wo wir bei unserer Ankunft im Hafen gewohnt hatten, als Koch einzutreten. Lohn siebzig Pesos monatlich und alles frei. Ich ging zum Farmer und fragte ihn, wie er es nun zu halten gedenke; wenn er mir ordentlich Lohn zahlen wolle, würde ich ebenso gern bei ihm bleiben als anderswo; denn man tauscht bei einem Arbeitswechsel selten etwas Besseres ein.

„Sehen Sie," sagte der Farmer, „bei mir liegt die Sache so, daß ich jetzt wirklich nicht viel Arbeit habe. Wenn Sie bei Charley als Koch anfangen können, so tun Sie es nur; im Oktober können Sie ja dann zu mir als Koch kommen, wenn die Schur anfängt. Für die Zeit, die Sie bis jetzt bei mir gearbeitet haben, will ich Ihnen zwanzig Pesos geben."

Da war nicht viel zu überlegen dabei; tatsächlich hatte ich ja in den fünf Wochen, die ich auf der Farm war, höchstens zehn Tage gearbeitet; da waren zwanzig Pesos nicht gerade zu wenig. Ich bekam mein Geld, sattelte mein Pferd, denn mittlerweile hatte ich mir ein solches zugelegt, und zog von dannen. Der Abschied war nicht besonders rührend; Emilio war es vielleicht lieb, daß ich aus der Farm kam; wir hatten uns zwar gut vertragen und sogar angefreundet, aber erleichtert mag der Gute doch aufgeatmet haben, als ich die Farm verließ.

Der Weg nach dem Hafen war nicht allzu weit; nach einem Ritt von drei Stunden war ich an Ort und Stelle und übernahm sofort mein neues Reich, die Küche des „Hotel Charley".

So war ich also wieder einmal Koch. Wieder einmal — denn ich hatte auch schon oben im Norden Argentiniens diesem edlen Berufe obgelegen. Freilich damals, als Koch eines Arbeiterkampamentes, verfügte ich nur über eine ganz miserable Feldküche. Jeden Morgen mußte ich mir, bevor ich Feuer machte, den Wind abpassen; dann wurde, im spitzen Winkel zum Winde, ein längliches Loch gegraben, zwei rußige Eisenstäbe darübergelegt und auf diese der Matekessel und einige Stunden später der „Puchero"topf gestellt; dann wurde darauf losgekocht. Den Peones, die den ganzen Tag mit Hacken und Schaufeln hantieren mußten, war es ganz gleich, ob der Mate oder die Suppe noch andere organische oder mineralische Beimengungen hatten; sie aßen hinein was sie bekamen, wenn es nur genug war. Und wenn der Spießbraten auch mit Asche und Ruß verkrustet war, wenn er nur regelrecht zubereitet wurde, so war alles zufrieden. Ich erinnere mich, wie entsetzt ich war, als mir das erstemal der vollständig berußte, viel zu kleine Deckel des Suppentopfes in die Suppe hineinfiel; als ich ihn herauszog, war er blitzeblank... Es hat aber keiner etwas bemerkt.

So hatte ich oben in der Provinz Buenos-Aires gekocht; das durfte ich freilich jetzt nicht machen. Allerdings hatte ich auch andere Behelfe zur Verfügung: einen sehr großen, modernen eisernen Kochofen und eine Menge Pfannen und Küchengeräte.

Der Küchenzettel, nach dem ich zu arbeiten hatte, war nicht sehr kompliziert: früh Kaffee, mittags und abends Suppe, Puchero (Suppenfleisch), Braten und eine Mittelspeise, auch wohl ein Kompott. Da aber in Patagonien frische Gemüse und Obst zu den seltensten Dingen gehören, wurden nur Konserven gebraucht. Grüne Erbsen, Spargel, Rüben, Möhren. Die Hauptarbeiten waren die Zubereitung der Suppe und der Fleischspeisen. Die letzteren spielten die Hauptrolle; außer dem Braten, der überhaupt bei jeder Mahlzeit, beim Kaffee kalt, bei den Hauptmahlzeiten warm dastehen mußte, gab es immer noch andere Fleischgerichte; entweder das Fleisch wurde gedünstet oder sonstwie zubereitet; so zum Beispiel mußten abwechselnd achterlei Speisen von gemahlenem Fleisch hergestellt werden.

Eine zweite Hauptarbeit in meinem neuen Berufe war das Brotbacken: entsprechend der übrigen Lebensweise wird nämlich auch mit dem Brote anders gewirtschaftet als im Norden. In den mittleren und nördlichen Teilen Argentiniens gibt es, außer in den paar Städten, überall nur „Galletas", ein mundsemmelartiges Weizengebäck, welches gleich nach dem Backen getrocknet und so in Säcken versandt und konsumiert wird.

In Patagonien aber ißt man Brot: wirklich gesäuertes, gutes Großbrot, wie wir es in Deutschland essen.

Und das herzustellen, füllte einen guten Teil meiner Arbeitszeit aus.

• Ich will den Leser nicht mit den Einzelheiten der Herstellungsweise plagen. Genug, ich buk Brot, es geriet und schmeckte auch!

Und so wäre denn alles ganz gut in Ordnung gewesen, wenn nicht wieder so ein „Wenn" dazwischen gekommen wäre.

Mister Charley, der Besitzer des Hotels, hatte nämlich einen Kompagnon, einen Dalmatiner, der auf den Namen Tito Saponar hörte. Dieser Herr war ein ganz fanatischer Deutschenfresser; dabei hatte er die Disputiersucht und kam in jedem freien Augenblick in die Küche, um seine sogenannte Meinung an den Mann zu bringen; als ich ihm sagte, daß mich der ganze Nationalitätenhader in Oesterreich anekle, war es ihm selbstredend wieder nicht recht.

Dann pflegte er stolz zu erwidern: „Ich bin kein Oesterreicher, ich bin ein Dalmatiner!" — Was wollte man da machen? Laufen lassen und auslachen!

Das Dumme an der Sache aber war, daß dieser bornierte Nationalist gewissermaßen mein Chef war. Ich sah kein gutes Ende aus dieser Sache; denn früher oder später würde dieser Mensch wohl anfangen, seine Antipathie in dem Arbeitsverhältnis zum Ausdruck zu bringen.

Und das tat mir leid wegen Charley nämlich; das war ein großartiger Mensch. Vorläufig freilich ging alles noch gut; ich kochte, briet und buk, und wurde dabei zusehends dicker. Manchmal waren wenige, die ich zu versorgen hatte, manchmal einige dreißig, besonders wenn ein Dampfer Post und Passagiere brachte. Zu solchen Zeiten machte mir das Brotbacken viel Schererei, denn der Ofen faßte nicht allzuviel Brote auf einmal. Da half ich mir dann so, daß ich im Freien ein Loch grub, ein großes Feuer mehrere Stunden unterhielt, dann die Asche und die Glut herausräumte und die Brote in das Loch legte, darauf wurden Bretter über dieses „Modell 1906", wie ich es nannte, gelegt, alles mit Säcken usw. abgedichtet; und in zwei Stunden waren die schönsten Brote fertig.

Mit der fortschreitenden Jahreszeit, in demselben Maße, als die Schafschur, die Erntezeit Patagoniens, näherrückte, wurde auch der Verkehr im Hafen lebhafter. Die Dampfer brachten immer mehr Passagiere. Von Mitte September an hatte ich stets einige dreißig Gäste zu versorgen. Das war mir denn doch etwas zu viel Arbeit; denn ich war ja nicht nur erster und zweiter Koch und Bäcker in einer Person, ich war auch Aufwäscher und Kellner. Und so sagte ich eines Tages Charley, daß er mir unbedingt eine Hilfskraft beistellen müsse.

„Verflucht, das wird schwer halten; die Leute, die im Sommer herkommen, gehen zur Schur und wollen keine andere Arbeit übernehmen; vielleicht bringt aber der „Rio Chio", der morgen von Punta Arenas kommen soll, Leute mit."

Der „Rio Chico" kam und brachte einige zwanzig Passagiere, von denen uns sechs ins Haus fielen; also Mehrarbeit und noch keinen Gehilfen.

Ich klagte dem zweiten Offizier des „Rio Chico", mit dem ich bekannt war, mein Leid.

„Wir haben," sagte er, „einen Mann als Steward (Schiffskellner) an Bord, einen jungen Indianer, der ganz gut für Euch passen würde; fragen Sie doch einmal Charley, was er meint."

„Das ginge. Wollen uns einmal den Menschen ansehen," meinte Charley.

Der Indianer wurde gerufen und gefiel uns allen, wenigstens vom Ansehen; er selbst war auch damit zufrieden, wieder festen Boden unter sich zu haben. Mit dem Kapitän des „Rio Chico" hatten wir gar keine Schwierigkeiten; im Gegenteil, es schien mir, als ob er den Indio sehr gern hergäbe . . . .

So hatte ich also einen Gehilfen.

Ich muß sagen, daß sich der rotbraune Mann in die Arbeit fand. Besonders das Servieren hatte er ganz gut weg. Seine Hauptfehler waren, daß er es mit der Reinigung nicht genau nahm und daß er etwas langsam war.

Und gerade der erstere Fehler, seine Nachlässigkeit im Waschen und Putzen, sollte mir wieder einmal von der Stelle helfen. . . .

Ich bemerkte nach einigen Tagen des Zusammenarbeitens, daß die Silberlöffel, die im Comedor (Eßsaal) erster Klasse verwendet wurden, graue Flecke bekamen; selbstredend machte ich den Indio darauf aufmerksam, daß er besser putzen müsse; er versprach es. Eine Woche später waren wieder Flecke im Silbergeschirr und die Eßgeschirre der zweiten Klasse wurden überhaupt nicht mehr ordentlich rein, so daß ich stets vor den Mahlzeiten noch einmal nachputzen mußte. Dabei konnte man dem Mann nicht einmal viel Vorwürfe machen; er war eben nicht imstande, schnell und dabei gut zu arbeiten.

Der Kompagnon Charleys hatte bald herausbekommen, daß in der Küche nicht alles in Ordnung sei. Er stellte nicht etwa den Indianer, sondern mich zur Rede und machte mich dafür verantwortlich, daß der Kerl nicht arbeiten konnte. Er verlangte von mir, daß ich den Mann herunterputzen un ihm den „Vorgesetzten" fühlbar machen sollte. Das lag aber nicht in meiner Natur. Ich ermahnte den Menschen immerwieder, zeigte ihm, wie er arbeiten müsse und hütete mich wohl sehr, ihm in irgend einer Weise grob zu kommen; denn wenn ich mich auch nicht fürchtete, so ging ich doch immer von dem Standpunkte aus, daß der Weiße nie einer anderen Rasse gegenüber herrisch auftreten solle; man erreicht dadurch das Entgegengesetzte von dem, was man erreichen will: statt sich in Respekt zu setzen, zieht man sich nicht nur den Haß, sondern auch die Verachtung der Eingeborenen zu. Mein Grundsatz war stets: den Landsleuten die Zähne zeigen, denn sie sind meistens danach, und den Eingeborenen freundlich entgegenkommen, denn die sind oft wirklich die „besseren Menschen"; und ich bin meistens ganz gut dabei gefahren.

Eines Tages kam Tito, der Dalmatiner, in die Küche und schnoberte herum wie immer. Auf einmal erwischte er das Sensbesteck und hielt es mir brüllend vor die Nase.

„Das ist eine Schweinerei sondergleichen."

Na, schön sah es gerade nicht aus; bis zur Hälfte leer, war der obere Teil in äußerst unappetitlicher Weise verkrustet.

„Gewiß," meinte ich, „das ist eine Schweinerei. Aber erzählen Sie das doch dem Indianer, der soll die Sache putzen. Sie werden doch zugeben, daß ich, wenn ich für dreißig und mehr Leute schlachten, kochen und backen muß, mich nicht gerade um alles kümmern kann."

„Ja, da müssen Sie sich darum kümmern. Dafür sind Sie doch ein Europäer und gar so ein gescheiter Deutscher."

„Na, meinetwegen."

Und ich rief den Indianer.

„Hier, Hans, putzen Sie das Glas ordentlich aus und achten Sie darauf, daß das nicht wieder vorkommt."

Damit war die Sache vorläufig erledigt.

Aber zwei Tage später war das Senfglas wieder gelbbraun verkrustet. Tito hatte das bemerkt und beeilte sich, wieder Krach zu machen.

Ich sagte ihm, daß es vielleicht praktisch wäre, den Senf in flachen Gläsern, die sich besser reinigen lassen, zu servieren.

„Ja, damit Eurer Faulheit Vorschub geleistet wird, nicht wahr? Dieses Senfglas bleibt im Gebrauch!"

„Nein, es bleibt nun gerade nicht mehr im Gebrauch!"

Sprach's und warf das Senfglas dem Dalmatiner vor die Füße, daß seine Hosen förmlich gelbscheckig waren. Er hatte genug und verzog sich wortlos aus der Küche.

Nachmittags, als ich mit dem Backen fertig war, kam er wieder und rief mich an die Bar.

„Hier haben Sie Ihre Abrechnung und Ihr Geld; in meinem Hause dürfen Sie nicht mehr kochen."

„War kein so großes Vergnügen, mit Ihnen zu arbeiten! Aber weiß Mr. Charley, daß Sie mich entlassen?"

„Der wird es schon erfahren, wenn er nach Hause kommt!"

Ich zuckte die Achseln und steckte mein Geld ein. Es wäre Dummheit gewesen, sich mit dem Menschen herumzustreiten; und dann war das auch ganz überflüssig, denn Arbeit gab es jetzt in Hülle und Fülle. Ich blieb einstweilen als Gast im Hause Charley, denn für mein Geld verkaufte mir Tito ebenso gern wie einem andern und es stand mir nicht dafür, anderswo hinzuziehen. Charley, der nach zwei Tagen erst von einer Reise zurückkam, war nicht wenig erstaunt, mich nicht mehr in der Küche, sondern als Gast vorzufinden. Dem Manne tat es leid. Er hat mich dann auch ein halbes Jahr später eingeladen, mit ihm nach der Gegend des Rio Ysen, einem wunderbaren Landstriche in den Kordilleren, zu gehen, wo er eine Farm anlegen wollte.

Für mich handelte es sich jetzt darum, die beste Arbeitsstelle auszusuchen, denn Arbeit gab es, wie gesagt, jetzt überall.

Zwei Tage später war ich wieder in Arbeit, und zwar auf der „Compania", das ist die Abkürzung für die Firma der größten Schafzüchtereien des Territoriums Santa Cruz. Diese Unternehmung heißt „Patagonian Sheep and Meat Co." und besitzt nicht weniger als 250 000 Schafe auf ungefähr 300 Quadratmeilen (7500 Quadratkilometer) Land. Die ungeheuren Herden werden von etwa 20 Schäfern, die auf dem riesigen Gebiet nebst ihren Familien die einzigen Einwohner sind, behütet. Das Baden der Schafe, eine äußerst wichtige Arbeit, wird fünf- bis sechsmal im Jahre in den einzelnen Distrikten besorgt. Die Schafschur jedoch findet nur auf der Zentralstelle, der Farm, statt. Nahezu zwei Monate lang klappern in dem geräumigen Schupfen die Scheren von einigen zwanzig „Esquiladores" (Schafscherern). Das sind Akkordarbeiter, die vom Stück 8 bis 10 Centavos bekommen. Ein geübter Scherer schert bis 200, ja bis 250 Stück; der Durchschnittsesquilador schert gewöhnlich 160 Schafe. Fürs Essen wird 30 Cent. per Tag abgerechnet. In der Schur wird also, wie man sieht, gar nicht schlecht verdient; freilich dauert die Arbeitsgelegenheit nur 3 bis 4 Monate. Gewöhnlich halten sich die Esquiladors den Winter über in irgend einem Hafen auf, beginnen dann, wenn die Schurzeit kommt, im Norden des Territoriums zu arbeiten. Wenn sie in einer Farm fertig sind, reiten sie südwärts und fangen anderwärts wieder an. Der Mangel an geübten Schafscherern bedingt, daß eine Farm mit der Schur auf die andere wartet.

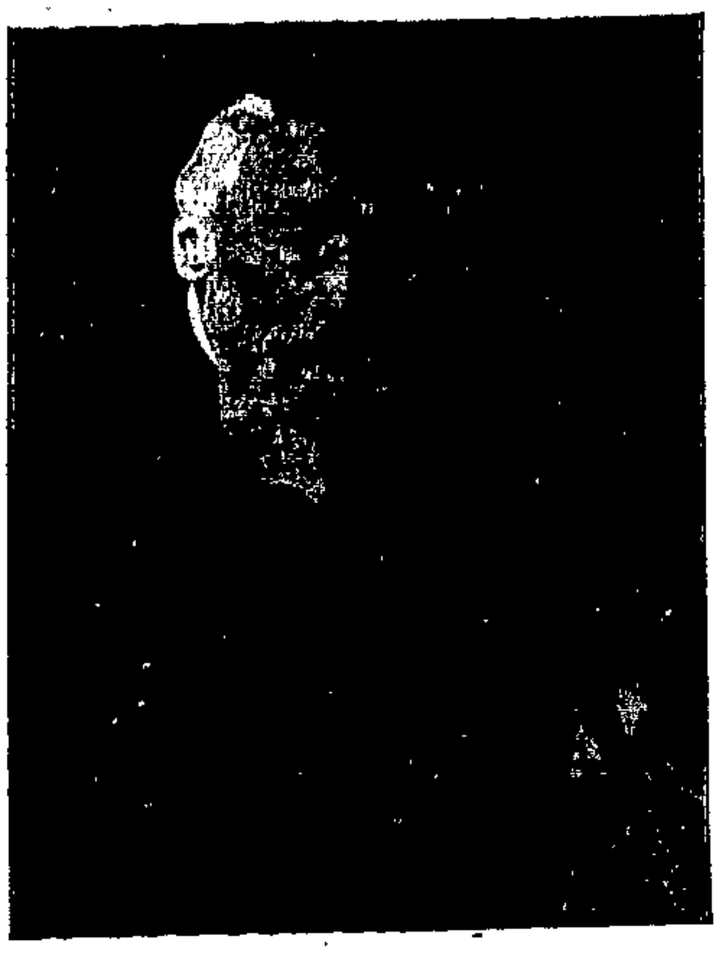
Und doch gilt auch hier das eherne Lohngesetz; der Proletarier erhält nicht mehr für seine Arbeit, als er braucht, um sich notdürftig fortzubringen. Wenn der Scherer nach der Saison im Besitze von sechs- oder achthundert Pesos ist, so sind auch seine Einnahmen für das Jahr zu Ende. Von diesem Gelde muß er nun acht bis neun Monate leben. Und das Leben in den patagonischen Häfen ist nicht billig! Wenn er vorzieht, den Pueblos auszuweichen, so folgt eben der anstrengenden Schurkampagne ein trostloser Winter im öden patagonischen Kamp; mit Fuchsfang und Jagd vertreibt man sich die endlosen Wintermonate, bis der neue Sommer neue Schinderei bringt!

Arbeit gab's genug bei dieser Schafschur. Ich war selbstredend kein Schafscherer, denn dazu gehört eine langjährige Uebung. Der Esquilador muß schnell, sicher und energisch zuschneiden und darf sich nicht dabei aufhalten, wenn einmal ein Schaf einen „Blutigen" davonträgt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

„Hier fiel Ferdinand Lassalle." Jedes Jahr, wenn der August zu Ende geht, gedenken die Proletarier deutscher Zunge jenes Mannes, dessen Grab in Breslau sich befindet, jenes Mannes, der uns die Schwerter gab, mit denen wir kämpfen. In Reden und Artikeln gedenkt man an jedem 31. August, seit nunmehr



Joseph Israels,
der bedeutendste Künstler Hollands und einer der größten Genremaler unserer Zeit, ist dieser Tage gestorben. Israels war der Maler der verschleierten Stimmungen, der in seiner künstlerischen Auffassung auf Rembrandt zurückging; auch in Deutschland machte er Schule. Der Verstorbene, nach dessen Gemälden die „Neue Welt" verschiedentlich Bilder reproduzierte, ist 87 Jahre alt geworden.

47 Jahren, jener Pistolenschüsse im Walde bei Genf, die uns das Leben Ferdinand Lassalles tückisch raubten. Wiederholt hörte ich, wenn mich wieder einmal die Agitationsarbeit nach dem schönen Genf brachte, daß die Stelle, da der stolze Kämpfer fiel, arg unter der Pietätlosigkeit und der Gleichgültigkeit der Besucher des Waldes zu leiden habe. Ich beschloß deshalb, diesmal dem historischen Winkel einen Besuch abzustatten und mich von dem Aussehen jener Stelle zu überzeugen. In Cavouge, einem Stadtteil von Genf, bestieg ich den Tram, der mich in knapp 30 Minuten nach Bossey auf französischen Boden brachte. Ein Fußweg führt mich links steilan in die Abhänge des Salève, eines 1300 Meter hohen Berges, in dessen Schatten ich alsbald die historische Stelle finde. Ein kleiner Rasenfleck mitten im Walde, umgeben von Tannen und Linden, vollständig abgeschlossen vom Geräusch der Welt, poesievoll in seiner stillen Einsamkeit — so finde ich die Stätte, die ein schmuckloser, kaum ein Meter hoher Stein bezeichnet. Aber — o grausame Ironie! — während ich sinnend vor dem Stein stehe, um seine Inschrift zu entziffern, werde ich durch Flintenschüsse unliebsam aus meinen Betrachtungen aufgeschreckt. Was ist das? Ich laufe bis zum nächsten Abhang — aha! Ein Schießstand der Eidgenossen in der Nähe. Als sollten diese Schüsse unaufhörlich an jene erinnern, denen am 29. August 1864 einer der Großen dieser Welt zum Opfer fiel. . . .

Leider ist die Stätte selbst, wo der Stein steht, alles eher, denn poesievoll oder zu pietätischem Sinnen geeignet. Rings um den Stein, den Freundeshände einst aus den Felsen des Salève eigens für diesen Zweck herausgehauen, steht es wüst und traurig aus. Unkraut, Geröll, Steine, Schmutz, Laub und Abfälle bekränzen ihn. Touristen lagern oft hier und kochen ab, ihre Küchenüberreste gedankenlos liegen lassend.

Die Inschrift hatte schon arg unter der Witterung zu leiden. Erst seitdem vor wenigen Jahren die Familie eines braven sozialistischen Metallarbeiters in Genf sich des Steines etwas angenommen, hat sie wieder an Aussehen gewonnen und ist die Inschrift wieder leserlich geworden. In einfacher Schrift enthält sie die bedeutsamen Worte:

> Ferdinand Lassalle.
> Né le 11 avril 1825
> Mort à la suite d'un duell
> Le 31 août 1864.

Fast niemand bekümmert sich um den Stein. Man sagt mir, die französischen Bewohner jener Gegend wüßten gar nicht einmal, wer Lassalle gewesen ist. Nur die obengenannte Arbeiterfamilie schmückt alljährlich den Stein einmal mit einem Kranz von grünen Blättern, reinigt die Umgebung und dekoriert sinnig den Hintergrund. Und dann kommt der deutsche Arbeiterbildungsverein aus Genf herüber und veranstaltet dort seine alljährliche Lassalle-Gedenkfeier.

Ich stelle mir im Geiste vor, wie schön das sein muß, hier auf dieser Stelle an Lassalle nicht nur zu denken, sondern einer andächtig lauschenden Schar von ihm zu erzählen. Ich höre fast, wie es vom gegenüberliegenden Salève widerhallt, wenn der Sängerchor dieses Vereins das packende: „Der Bahn, der kühnen, folgen wir, die uns geführt Lassall'" in die stille Waldeinsamkeit schmettert . . .

Wie es kam, daß das Duell gerade hier stattfand, wissen wir durch Bernstein und Brandes, die es uns in ihren Lassalle-Biographien erzählen. Lassalle, der eine längere Gefängnisstrafe vor sich hatte, die er nicht ertragen zu können glaubte, weil sein Gesundheitszustand das nicht zuließ, ging am 8. August nach Genf und ersuchte durch Becker die Genfer Kantonalregierung um die Aufenthaltserlaubnis. Am 11. August bereits kam diese an und lautete auf vorläufig sechs Monate. Das Duell fand dann auf Lassalles eigenen Wunsch nicht in der Schweiz statt, weil es hier verboten war. Er wollte aber nach dem Duell unbedingt in Genf bleiben, damit er „die Angelegenheit mit dem alten Ausreißer Janko v. Rackowitz erledigen" könne. So ging man denn von Cavouge aus hierher ins Nachbarland, wo die Freunde und der Arzt just diese Stelle, da ich jetzt stand, für das Duell ausgesucht hatten. — Während ich so sinnend stand, höre ich plötzlich laute Salven und übermütige Rufe in der Nähe. Eine große Schar Ausflügler kam vorüber, die nach Veyriers wollen. Staunend blicken sie auf den Stein, auf den schlichten Kranz, den er soeben erhalten hatte, und auf mich, der ich wie ein Grabhüter stumm danebenstand. Eine der jungen Damen rief: „Parlez plus bas, Mademoiselles!" (Sprechen Sie leiser, meine Damen!) Und dann fragte sie mich höflich: „Dites-moi, s'il vous plait: Qu'est ce que c'est que cela?" Ich sagte, daß hier der berühmte Sozialist Lassalle aus Allemagne im Duell erschossen sei. Aber weder sie noch ihre Kameradinnen hatten je etwas von ihm gehört. Und ähnlich sprachen wenige Minuten darauf einige junge Männer, die singend vorüberzogen. „Ne le prenez pas en mauvaise part, Monsieur!" sagten sie beim Abschied. (Nehmen Sie es nicht übel, mein Herr!) Nein, das konnte ich wirklich nicht. Aber diese Unwissenheit stimmte mich traurig. Ebenso traurig wie der Umstand, daß man nicht einmal die paar Franken aufbringt, um dem Lassallestein eine etwas würdigere Umgebung, etwa eine einfache Umfriedigung, zu geben. Vor einigen Jahren fanden deutsche Genossen aus Schlesien auch das Grab von Karl Marx in London in ähnlichem Zustande vor. Dank der öffentlichen Kritik in der Parteipresse nahmen sich die Instanzen alsbald des Grabes an und beseitigten die Zeichen der Pietätlosigkeit. Hoffentlich tragen auch diese Zeilen mit dazu bei, daß die Pflege des historischen Winkels bei Genf nicht mehr dem Zufall überlassen bleibt. Und vielleicht besuchen künftig auch schweizerische und französische Genossen diese Stelle, die sie erinnert an den Mann, der ihnen bewußtes Streben vermittelt, ihnen die Erkenntnis von ihrer geschichtlichen Mission beigebracht hat. r. a.

Georg Horn.
Wiederum kann die deutsche Sozialdemokratie einem Siebzigjährigen, der jahrzehntelang in ihren ersten Reihen gewirkt und gearbeitet, Glück wünschen: dem Reichstagsabgeordneten für Dresden-Dippoldiswalde, Georg Horn. Mögen unserem bewährten Kampfgenossen, der alle Zeit kühn und mutig seinen Mann gestanden, noch viele Jahre erfolgreicher Tätigkeit beschieden sein.

Massenmeeting der Streikenden im Hyde Park (London).

Büchereinlauf. „Simplicissimus-Kalender für 1912". Albert Langen, München. Pr. 1 Mk. — „Reichsversicherungsordnung". Verlag Buchhandlung Volksstimme, Magdeburg. Pr. 30 Pf.

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.